



Foto: Michail Goroško, St. Petersburg

## Πάντα ρεΐ – Alles fließt – Petersburger Regenrinnen

*Rosalinde Sartorti, Berlin*

Petersburg die Schaumgeborenen, ist wie kaum eine andere Hafenstadt der Welt bis auf den heutigen Tag den Urgezeiten von Wasser und Wind derart ausgesetzt, dass es sogar eines speziellen Heiligen bedurfte, um die Stadt zu beschützen: Nikolaus, der Schutzheilige der Seefahrer, dem im Zentrum der Stadt eine Kirche aus dem 18. Jahrhundert geweiht ist. Dieser nicht enden wollende Kampf der Bewohner, das Wasser zu bändigen und einzudämmen, das heißt, sich vor ihm und seiner Gewalt zu schützen, lässt sich in einer Art Mikrokosmos in der Kanalisierung des Regenwassers verfolgen. Was in anderen Städten unsichtbar und unterirdisch vor sich geht, das Sammeln und Ableiten des Regenwassers, spielt sich in St. Petersburg vor aller Augen ab: Rinnen und Rohre laufen an den Fassaden entlang. Diese ursprünglich nüchtern und schmucklos geformten industriellen Gegenstände, die in ihrer unendlichen Vielzahl eigentlich eine visuelle Monotonie erzeugen müssten, haben sich stattdessen den Rhythmus der Stadt selbst zueigen gemacht – eine gewisse Behäbigkeit, Schwermut und zugleich schwärmerische und romantisierende Tollheit.

Sie führen ein wahres Eigenleben. In einem unfreiwilligen Dialog mit der Nässe in all ihren unterschiedlichen Aggregatzuständen beginnen sie sich zu verformen und verwandeln sich in bizarre, an mythologische Urgestalten erinnernde Wesen. Sie blähen sich auf, ziehen sich zusammen, sie platzen, zerspringen, verändern ihre Farbe, bäumen sich auf, lösen sich aus ihren Fesseln und versuchen sich so ihrer Aufgabe zu entziehen. Zum Schutz vor dem Wasser gedacht, werden sie selbst Opfer dieses Elements. Ein Prozess, der sich keineswegs lautlos vollzieht. Das Prasseln

und Trommeln des Regens, – das „tote Wasser“ der ersten Frühlingschauer, gefolgt von kraftpendenden und verjüngenden „lebendigen Wasser“, wie es im Russischen heißt, – das Rauschen der Sturzbäche, die sich aus den Rohren vor die Füße der Passanten ergießen, das Krachen des in Frost erstarrten Wassers beim Aufprall auf das Pflaster, das seinen Widerhall im Brechen der Eisschollen auf der Newa findet, – eine Symphonie der Großstadt, gespielt von Rinnen und Rohren, ein Flötenklang.

Für ein solches Schauspiel bedarf es großer Freiheit, die sich die Rohre bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, weil sie das Wasser zwar sammeln, aber dann doch wieder ungezügelt entlassen. Nicht etwa durch Mauern verdeckt und geschützt, dem Blick entzogen, sondern offen und frei, dem Spiel der Kräfte ausgeliefert, sind sie Teil und zugleich Ausdruck des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen. Zur zweiten Natur der Stadtlandschaft und damit fast alltäglich geworden, werden sie trotz ihrer Wunderlichkeit kaum zur Kenntnis genommen. Denn wir schauen an ihnen vorbei und bewundern die Fassaden. Nur wenn man genauer hinsieht und genauer hinhört, erkennt man, dass sie das Gesicht der Stadt prägen, ihr ganz eigene Züge verleihen, und dass sie sich uns mitteilen als Überlebende einer Welt, in der die Technik die Elemente nicht besiegt hat. Noch nicht.

*Dr. Rosalinde Sartorti ist Akademische Rätin am Osteuropa-Institut der FU Berlin, wo sie für den Schwerpunkt Kultur Osteuropas zuständig ist.*